

Limmatspritzer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 8

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Litera-)Tour de Zurich

Max Frisch geht's auszeichnet. Es war nicht immer so. Im Protokoll der städtischen Literaturkommission vom 16. April 1936 findet sich: Dem «in grosser Notlage» befindlichen Max Frisch wird eine Aufmunterungsgabe von 1000 Franken zuerkannt, wobei der Stadtpräsident ersucht wird, «von Verrechnungen mit Gegenforderungen der Stadt abzuse-

Von Fritz Herdi

hen». Die Herren der Kommission wussten, wovon sie sprachen, nachdem findige Beamte im Oktober zuvor Kurt Guggenheims Ehrengabe kurzerhand um dessen Steuerschulden beschnitten hatten! Sarkastisch meinte dazu ein Mitglied, bei dieser Praxis wäre es ja gegeben, man würde künftig vor allem Autoren mit Steuerrückständen auszeichnen, damit die Stadt auf dem Umweg über den Literaturkredit zu ihrer Sache käme.

Woher ich das weiss? Gustav Huonker, einst Lehrer und Redaktor, heute freier Journalist, Publizist und Herausgeber, macht's mir leicht. Ich brauche nur in seinem neuen, hochinteressanten, aufschlussreich illustrierten Werk *Literaturszene Zürich – Menschen, Geschichten und Bilder 1914 bis 1945* zu blättern, das im Unionsverlag erschienen ist. Zürich war schon immer ein Zentrum der Schweizer Literatur. Als Exil- und Zufluchtsstadt wurde es in beiden Weltkriegen zum Sammelpunkt europäischen Geistes. Huonker berichtet, wo und wie in Zürich Literatur entstand. Erzählt von erfolgreichen und verkannten Talenten, von Dada bis Joyce, von Mäzenen und Verlegern: Literatur als Zeit- und Lebensspiegel.

Ein paar anekdotische Details seien hier herausgepickt.

Im Bahnhofbuffet

Arnold Kübler, der Vielseitige, war Mitte der dreissiger Jahre regelmässig im Bahnhofbuffet III. Klasse anzutreffen. Kübler: «Ich habe dort im Stimmengewirr der vielen Gäste, umgeben von eidgenössischem Redewohlklang, dicke Bücher geschrieben, sitzend an einem Tischlein an der Wand, das nichts mit einem Schreibtisch zu tun hatte, sondern schlicht der Tisch war, an dem ich schrieb.»

Als Kübler zum erstenmal, lang vor dem Kugelschreiberzeitalter, ins Buffet kam und nach Tinte und Feder fragte, hielt Babette, die erfahrene Saaltochter, ihn für einen schwachen Spassmacher:

«Tinte? Sie meined e Tunkels?» – «Nei, Tinte.» – «Es Kafi natür wahrschinli?» – «Nei, Tinte und Fädere.» – «Fädere? Händ Sie en Vogel?» – «Tinte und Fädere zum Schriibe.» Sie holte das Verlangte unmutig, und Kübler brachte danach sein Schreibzeug immer selber ins Buffet. Und:

«Meine hauptsächlichsten Sitznachbarn waren in der Bahnhofwirtschaft die Eisenbahner. Wir standen uns von Anfang an nahe. Sie nahmen Anteil am Gang und Fortgang meiner schriftstellerischen Arbeit, weil ja das Beförderungswesen ihre Sache ist. Wenn ich allzulange mit Schreiben innehielt, ins Nachdenken verfiel, liessen sie's an ermunterndem Zuspruch nicht fehlen. «Wo chläbets?» sagten sie dann, oder «Wagelang vor!» in ihrer anschaulichen Sprache ...»

Hungerberuf

Tja, Hungerberuf «Freier Schriftsteller». Kurt Guggenheim hauste um 1935 in einer armseligen Dachkammer. Er hatte keinen Hunger, sondern *litt* Hunger. Und er gründete die I.-H.-H.-Bewegung, die Ich-Habe-Hunger-Bewegung. Ins Tagebuch hatte er kurz vorher geschrieben: «Wenn einer nichts im Magen hat, kotzt er Galle (ausgeleierter Schriftsteller).»

Jakob Bühler, so Huonker, hielt sich von 1933 an knapp über Wasser. Der Lyriker Hermann Hiltbrunner war zeitlebens in bedrängten Verhältnissen und freute sich in seinem Tagebuch vom Herbst 1946, weil er sich «nach 7 Jahren endlich wieder einen Anzug kaufen kann» – seine Schwestern, die ihn jahrzehntlang unterstützten, hatten es mit einem Extrazustupf ermöglicht. R. J. Humm hingegen dankte in etlichen Briefen der dreissiger Jahre jeweils «für das Nötli», das Hermann Hesse seinen Schreiben beigelegt hatte und das gerade «zur rechten Zeit» eingetroffen sei.

Es gab allerdings auch, dies sei als Kontrast erwähnt, drei Zürcher Auflagenkönige. Darunter

der Volksschriftsteller Ernst Zahn. Sein Vater hatte einst das Zürcher Hotel «Storchen» geführt. Und Zahn junior war Wirt im Bahnhofbuffet Göschenen gewesen, bevor er sich im Zürcher Kulturleben umtat und unter anderem von 1931 bis 1938 den Verwaltungsrat der Theater AG präsidierte. Ernst Zahn war ein sogenannter Auflagenlöwe, mit Berg- und Familienromanen, Novellen und Erzählungen. Die Beliebtheit seiner Bücher auch im Deutschen Reich soll ihm bis 1939 jährlich an die 300000 Mark (!) Tantiemen eingetragen haben.

Übrigens war auch Heinrich Federer, ursprünglich Priester, so enorm verbreitet, dass unter den heutigen Schweizer Autoren höchstens Frisch, Dürrenmatt und von Däniken Gleiches erreichen. Die Erfolge von Ernst Zahn und J. C. Heer animierten übrigens den Schriftsteller Friedrich Glauser (*Wachtmeister Studer*), unter den Dadaisten vorzutragen: «Verzahnt und verheert sont tous nos bouquins.» Heer freute sich so sehr, dass er Glauser zum Fröschebai-Essen in die «Öpfelchammer» einlud.

Sexaloitez und Züritütsch

Sprachlich tat sich einiges. Bei den Dadaisten rezitierte Hugo Ball etwa sein Klanggedicht «Seepferdchen und Flugfisch», das also anhub: «tressli bessli nebogen leila / flusch kata / balubasch / zack hitti zopp.» James Joyce, der Irländer, der sich «Drinker and Thinker» nannte, Stammgast in der «Kronenhalle» und im «Pfauen», machte sprachspielerisch «silly post» aus Sihlpöst, «Sexaloitez» aus Sechseläuten und «Neederthorpe» aus Niederdorf.

Wie stand's mit Mundartpoesie? In einem Schaukasten des Höhenwegs der Landi 39 lagen Schweizer Neuerscheinungen der letzten Jahre, darunter eines mit dem Titel: *Schwyzter Schnabelweid, e churzwylygi Heimetskund i Gschichte und Prichte us allne Kantön*. Gesammelt vom Lehrer und Schriftsteller Traugott Vogel, der einst einem Piepsvögelchen warnend zurief: «Trau Gott, Vogel!»

Mundartdichtung hatte es schon viel früher gegeben, so von Jakob Stutz und Jakob Senn im

19., von Meinrad Lienert und Alfred Huggerberger im 20. Jahrhundert. Aber ... jedenfalls lehnte Eduard Korrodi, Literaturpapst der NZZ, der immerhin zwei Romane Traugott Vogels in der NZZ abgedruckt hatte, ihm eine Mundarterzählung mit der Bemerkung ab, ein Weltblatt dürfe sich nicht provinziell einengen. Rudolf von Tavel's *Ring i* (nicht «in» wie im zitierten Buch) *der Chetti* (1931) habe er in seinem Feuilleton zwar abgedruckt – Berndeutsch sei eben durch Gotthelf eine Art Weltsprache geworden. Und Robert Faesi stellte noch 1946 in einer Festschrift trocken fest: «... Ich kann mir nicht helfen, Züritütsch ist kein Instrument, darauf zu spielen es mich lockt.»

1938, nach dem Anschluss Österreichs, riefen Adolf Guggenbühl vom *Schweizer Spiegel* und der Zürcher Anglist Prof. Eugen Dieth zur Gründung des Bundes «Schwyzertütsch» auf. «Sprachbiwegigs»-Fanatiker forderten gar die Schaffung einer schweizerdeutschen Schriftsprache, damit die Deutschschweiz sich gleich Holland und Belgisch-Flandern definitiv von der hochdeutschen Sprache lösen könne. Da schrieb, Unheil witternd, R. J. Humm an Felix Moeschlin, den SSV-Präsidenten: «Ich finde, der SSV hätte Besseres zu tun, als Bestrebungen zu unterstützen, mit denen sich die Schweiz vor der Welt lächerlich macht. Diese Sprachbiwegig-Kaffer könnten sich an andern Ländern ein Beispiel nehmen.» Er, Humm, finde es skandalös, dass der SSV «die allerspiessigste Horizontvereinigung» unterstütze, und er sei nicht auf der Welt, um sich «von Vereinen zu einem Dorftrottel machen zu lassen».

Pünktchen auf dem i



öff